



„Die Mutanten sind überall“

Hunderte Gesundheitsämter versuchen im ganzen Land, Covid-Infizierte zu isolieren. Aber sind sie auf die dritte Welle vorbereitet? Besuch im Kreis Saalfeld-Rudolstadt, wo die Inzidenz schon vor Wochen bei mehr als 600 lag.

Von Maik Großkathöfer, Der Spiegel, 27.03.2021

In der Stellenanzeige stand: »Bei uns gibt's fast alles. Nur keine Überstunden.« Das Landratsamt des Kreises Saalfeld-Rudolstadt suchte einen neuen Amtsarzt. Christian Stiehler hatte als Mediziner in einer Klinik gearbeitet, danach in einer Praxis. Als er sich im Sommer 2019 bewarb, gehörte er zum Ärzteteam eines Fachkrankenhauses für Dermatologie. Stiehler ist verheiratet, hat einen Sohn und eine Tochter, er wollte einen Job mit besserer Work-Life-Balance.

Als er seinen Medizinerfreunden erzählte, dass er das Gesundheitsamt leiten werde, »haben die mich gefragt, ob ich einen Schlaganfall gehabt habe«, sagt er heute. Sie fanden seinen Entschluss würdelos.

Das Gesundheitsamt liegt im früheren Wehrkreis Kommando der Nationalen Volksarmee. Ein langer Flur mit graubraunem Kunststoffboden, kaltes Licht. Amtsödnis im Hochparterre. Am 1. April 2020 hat Stiehler angefangen, knapp drei Wochen nach dem ersten Coronafall im Landkreis, »geföhlt unendlich lange her«.

Jetzt sitzt er an einem Dienstag in seinem Büro, Raum 108, ein freundlicher Mann mit schwarzem Haar und breitem Kreuz. Er ist 44, trägt eine eckige Brille, Schnürstiefel und ein blaues Sakko. In seinem Zimmer ein Schreibtisch, ein Computer, ein Kaktus. Auf einen Schrank wartet er noch. Neun Tage Resturlaub hat er mitgenommen in dieses Jahr und bisher mehr als 100 Überstunden gesammelt. So viel zum Thema Freizeitgewinn.



Die Bundeskanzlerin spricht den Gesundheitsämtern im Kampf gegen das Virus eine »zentrale Rolle« zu. Und das, obwohl sie in der Vergangenheit verschlankt wurden. Oder kaputtgespart, wie der Präsident der Bundesärztekammer sagt. Was kann ein Gesundheitsamt überhaupt leisten? Wann gerät es an seine Grenze?

Dies ist ein Protokoll eines täglichen Kampfes, geführt mit Telefon, Teststäbchen und Nugatpralinen.

9. März

Inzidenzwert: 120,2. Neue Fälle: 26. Im Krankenhaus: 49, davon 5 auf der Intensivstation. Gemeldete Tote: 1

Stiehler legt das Blatt mit den Coronazahlen zur Seite, sagt: »Das Virus tut uns nicht den Gefallen, harmlos zu werden.«

Normalerweise arbeiten in Saalfeld 21 Menschen im Gesundheitsamt. Sie nehmen Wasserproben im Freibad oder kontrollieren, ob die Schultoiletten sauber sind. Kleiner ist in der Kreisverwaltung nur das Museumsamt.

Im Moment sind sie wegen Corona 35 Frauen und Männer, die fast nichts anderes tun, als Abstriche zu nehmen und dafür zu sorgen, dass Infizierte und ihre Kontaktpersonen zu Hause bleiben und sich isolieren, damit sie niemanden anstecken.

Die erste Welle war überschaubar. Im Landkreis leben rund 103 000 Menschen. Als Stiehler seinen Dienst antrat, betrug der Inzidenzwert 14,5 und sank. Zwischen Ende Mai und Mitte August 2020 gab es nur einen einzigen positiven Fall. »Ich dachte, wir haben die Sache im Griff«, sagt er.

Aber die zweite Welle überrollte sie. 94 neue Fälle in der ersten Novemberwoche, das ging noch. In der ersten Dezemberwoche waren es 372, in der ersten Januarwoche 634. Es gab einen Tag mit 174 neuen Infizierten und gut 300 Quarantänebescheiden, »der Drucker hat so viel Papier ausgespuckt wie sonst in



einem Monat«, sagt Stiehler. Die Inzidenz lag bei 601,8. So hoch war sie zu diesem Zeitpunkt nirgendwo anders.

Stiehler hat keine Erklärung dafür. Bis heute nicht. Ein Superspreadingevent habe es nicht gegeben, sagt er. Wie so oft flüchtet er in Galgenhumor. Er sagt, vielleicht habe es daran gelegen, dass die Leute hier geselliger seien, weil es sonst kaum etwas zu tun gebe. »Wir sind der Landkreis ohne Autobahn. Und Thüringen ist das Land ohne Promis. Außer Yvonne Catterfeld, aber das ist nicht meine Musik.« Er meint, der Lockdown sei einfach zu spät gekommen.

Im Januar waren sie 67 Leute im Gesundheitsamt, dreimal so viele wie üblich. Beamte aus anderen Behörden halfen aus, die Bundeswehr hatte Verstärkung geschickt. Andernfalls hätten sie die Kontrolle komplett verloren. Anfangs gab es nicht genug Telefonleitungen für alle. Sie arbeiteten am Wochenende, Stiehler war an Weihnachten im Büro, an Silvester. Er sagt: »Wir haben so lange gemacht, bis alles fertig war: die Arbeit oder wir.«

Die Frage ist, wie gut sie auf die dritte Welle vorbereitet sind.

Stiehler erzählt gerade von einem Teenager, der sich Ende vergangener Woche so betrunken habe, dass ihn seine Freunde ins Krankenhaus bringen mussten, wo er positiv auf die südafrikanische Mutante getestet worden sei. Da steckt Gabriele Stuth den Kopf durch die Tür.

»Schon wieder zwei Kindergärten positiv«, sagt sie. »Ich habe die Schnauze voll.«

»Was ist denn passiert?«

»Eine Erzieherin. Und ein Kind mit englischer Mutante.«

Stiehler redet sonst ohne Punkt und Komma, aber dieses Mal sagt er ganz langsam: »Die Mutanten sind überall. Nicht gut.« Als ahnte er, was auf ihn zukommt.

Gabriele Stuth hat ihr Büro auf der anderen Seite des Ganges, sie »wohnt«, wie sie im Gesundheitsamt sagen, in Raum 115. Stuth ist die Dienstälteste, in der DDR hat



sie Hygieneinspektorin gelernt. Auf dem Schreibtisch steht eine Plexiglasscheibe, die sie von der Kollegin gegenüber trennt, daran hängen sechs FFP2-Masken.

Wenn sie über die Pandemie redet und »wir schaffen das« sagt, klingt das nach wegschaffen. Da war die Erzieherin, die 120 Kontakte hatte: aus der Kita, von einer Hochzeitsfeier, einer Jugendweihe. Mussten sie alle anrufen. Es gebe Abende, sagt Stuth, an denen ihre Ohren wehtäten.

Seit gut zwei Wochen sind die Kitas und Grundschulen auf, seit gut einer Woche die Klassen fünf und sechs. Und Stuth steckt ständig Betreuer, Lehrer, Kinder in Quarantäne. In den vergangenen drei Tagen waren sechs Einrichtungen betroffen.

Sie klemmt den Hörer zwischen Kinn und Schulter, wählt.

»Ja, Stuth vom Gesundheitsamt. Sie wissen sicherlich, warum ich anrufe.«

Sie erklärt der Frau am anderen Ende der Leitung, dass ihre Tochter für 14 Tage das Haus nicht verlassen dürfe. »Sie kann in den Garten gehen, aber bitte nicht über den Zaun mit Nachbarskindern spielen. Sie kontrollieren bei ihr bitte täglich die Temperatur. Wenn Symptome auftreten, keine Sorge, Kinder stecken das in der Regel gut weg.«

Im Sommer wurde viel Hoffnung in die Corona-Warn-App gesteckt, um Infektionsketten nachzuverfolgen. So wie gerade in die Luca-App. Eine App kann Daten sammeln, aber nicht abwägen, wie nah sich zwei Menschen gekommen sind. Sie kann nicht alarmieren und beruhigen zugleich. Ohne die sogenannten Containment-Scouts vom Gesundheitsamt geht es nicht. Je lockerer die Coronamaßnahmen sind, desto wichtiger ist ihre Arbeit.

14 Leute sollen in Saalfeld Kontakte nachverfolgen. Darunter sechs Soldaten und zwei Männer, die das Robert Koch-Institut (RKI) geschickt hat. Einer der beiden ist Alexander Klinger, Raum 106. Klinger studiert in Jena Biologie und Philosophie auf Lehramt. Weil an der Universität wegen Corona wenig läuft und man ihm seinen Nebenjob bei McDonald's gekündigt hat, meldete er sich beim RKI. Seit fast einem Jahr ist er dabei.



Klinger sagt, einige Leute seien am Telefon weinend zusammengebrochen, als er ihnen mitgeteilt habe, dass sie positiv seien. »Jetzt vor allem, wenn es B.1.1.7 ist. Die Mutante ist für viele Menschen nicht greifbar.« Er sei beleidigt worden, angeschrien.

Nun hat er den Fall eines älteren Ehepaars auf dem Tisch, beide pflegebedürftig, beide positiv. Eine Frau vom Pflegedienst war für drei Minuten bei ihnen, mit Maske. Laut Richtlinien des RKI müsste sie nicht in Quarantäne, aber Klinger zweifelt. »Es ist wohl nicht der reinlichste Haushalt, da wird wenig gelüftet.« Er fragt Stiehler, was er tun soll. Der Chef antwortet: Quarantäne. Klinger ruft die Pflegerin an.

Ende November waren zwei Mitarbeiterinnen positiv, das ganze Gesundheitsamt musste für zwei Wochen in Arbeitsquarantäne: Wer keine Symptome hatte, konnte raus, um ins Büro zu gehen – ohne auf dem Weg jemandem zu begegnen.

Im Dezember erwischte es Klinger. Dieses Mal musste keiner in Quarantäne, weil alle Maske getragen hatten. Er bekam starken Reizhusten und hatte »ein Brett vorm Kopf«, wie er sagt. Noch immer gerät er außer Atem, wenn er Treppen steigt.

10. März

Inzidenzwert: 111,4. Neue Fälle: 17. Im Krankenhaus: 50, davon 5 auf der Intensivstation. Gemeldete Tote: 2.

Um 8.03 Uhr zieht Christian Stiehler seinen Hausausweis durch das Gerät, das die Arbeitszeit erfasst. In den Nachrichten läuft, dass im sächsischen Vogtlandkreis die Impfpriorisierung aufgehoben werden soll, was ihn aufregt. Für Stiehler kommt es darauf an, zuerst die Alten zu schützen. Doch nicht mal das funktioniert richtig, sagt er.

Ein Zehntel aller Bewohner im Kreis ist über 80, das sind etwa 10 000 Menschen. Die meisten Coronatoten stammen aus dieser Altersgruppe. »Und wir



impfen davon 40 Personen am Tag. Wenn es bei dem Tempo bleibt, brauchen wir acht Monate, bis alle immunisiert sind.«

Wenn er es zu entscheiden hätte, würde er sich selbst »die Gummistiefel anziehen«, zu den Senioren fahren und sie impfen, damit es vorwärtsgeht. Aber das Gesundheitsamt hat mit den Impfungen nichts zu tun, darum kümmert sich die Kassenärztliche Vereinigung.

Stiehler ist schon geimpft, mit Biontech/Pfizer, »dem guten Zeug«. Er hat seine Dosis im Januar erhalten, weil er die Abstriche macht, die kein anderer im Amt erledigen will. Vor 14 Tagen zum Beispiel musste er einen Iraker testen, der abgeschoben werden sollte. Der Mann habe gewusst: ohne Abstrich keine Abschiebung. »Er hat sich mit Händen und Füßen gewehrt, er ist über den Boden gerollt, er hat mich bespuckt.« Deshalb fühle er sich mit Impfung besser.

Die übrigen Abstriche übernimmt die Kollegin vom jugendzahnärztlichen Dienst mit ihrer Assistentin. Stiehler findet das logisch. Gruppenprophylaxe falle zurzeit aus, sagt Stiehler, »und sie haben Erfahrung darin, Menschen im Mund zu behandeln«. Er habe sich gewundert, dass die Frauen zunächst so ängstlich waren, obwohl sie Vollschutz tragen.

Auf seinem Schreibtisch stapelt sich die Arbeit, die wegen Corona liegen bleibt. Bis Mitte Mai brauchen 900 Kinder eine Schuleingangsuntersuchung. Stiehler überlegt, wie er das hinkriegen soll. Laut Masernschutzgesetz müssen alle Kitakinder, Schüler und Pädagogen gegen Masern geimpft sein. Stiehler zeigt die Liste einer Grundschule: 17 Kinder und ein Lehrer ohne Impfung. Und nach Ende der Übergangsfrist fehlt sie wahrscheinlich immer noch.

Nachdem er einen angehenden Stadtbrandmeister auf Diensttauglichkeit untersucht hat, klickt Stiehler sich durch das Dashboard des RKI. Das Gesundheitsamt hat bessere Computer bekommen. Als Stiehler begann, lief auf den meisten alten Rechnern noch Windows 7 aus dem digitalen Tertiär.



Bis Januar kamen die Befunde von Ärzten und Laboren oft per Fax an. Stiehler meint, das Fax werde schlechtgeredet. Zwar habe das Gerät auch mal schlappgemacht, aber dafür habe man direkt ein Testergebnis in den Händen gehalten. Mittlerweile verwendet das Gesundheitsamt eine Software, die Demis heißt.

Das Telefon klingelt. Jemand vom Gesundheitsministerium in Erfurt ist dran. Stiehler erfährt, dass er künftig ein anderes Computerprogramm benutzen soll, Sormas. Das Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung hat es 2014 nach einem Ebola-Ausbruch in Westafrika entwickelt, um alle Beteiligten miteinander zu vernetzen. Es erfasst Fallzahlen, Kontakte und Symptome, aber auch Laborpersonal, Ärzte, Epidemiologen. Im November empfahl die Ministerpräsidentenkonferenz, Sormas flächendeckend zu installieren.

Stiehler spricht in den Telefonhörer: »Das tut uns weh, das muss ich ganz klar sagen. Im Juli hätte ich Sormas genommen, aber da konnte es nicht halb so viel wie mein Programm. Jetzt setzt man uns die Pistole auf die Brust. Ich muss mein Personal umschulen für nichts. Die Qualität ist die gleiche, die Daten sehen genauso aus. Und das mitten vor der dritten Welle.«

Stiehler legt auf. Er sieht plötzlich mitgenommen aus. Bürokratie kann auch einen Amtsleiter frustrieren.

Das nächste Problem: Kollege Klinger spürte gestern Abend ein Kratzen im Hals. Der Schnelltest fiel negativ aus, aber vorsichtshalber soll er noch einen PCR-Test machen. Außer Stiehler ist niemand da, der das übernehmen kann. Er holt einen Schutzanzug aus dem Schrank, Größe XXXL, zwei Paar Gummihandschuhe, ein Visier. Kleidet sich ein und nimmt den Abstrich. Das Ergebnis kommt morgen.

»Herr Klinger macht sich Sorgen«, sagt Stiehler.

Über den Verbindungsoffizier der Bundeswehr hat Stiehler um eine Verlängerung der Amtshilfe gebeten. Und um zwei Mann zusätzlich. Ohne die Soldaten schaffen sie es erst wieder bei einer Inzidenz von rund 35. Stiehler sagt, man



denke, die Bundeswehr schicke Sanitäter, stattdessen kämen Panzerschlosser. Denen gebe er die eher simplen Fälle.

Ohne die Soldaten wäre Stiehler allerdings aufgeschmissen. Das RKI entsende keine weiteren Containment-Scouts mehr, sagt er, und Geld für zusätzliches Personal gebe es auch nicht.

In Raum 121 sitzt Stabsunteroffizier Stephan – Voraussetzung für Gespräche mit den Soldaten war, dass keine Nachnamen genannt werden. Stephan ist 32 und gehört wie alle Kameraden, die gerade da sind, zur dritten Kompanie des Versorgungsbataillons 131 in Gotha. Wenn er keine Coronakontakte nachverfolgt, transportiert er Munition und Benzin für die Infanterie.

Die Aufgabe im Gesundheitsamt sei eine willkommene Abwechslung, sagt er. In der Kaserne sei es manchmal so ruhig, dass er sich frage, welchen Sinn es ergebe, zum Dienst zu fahren. Seit Februar ist er hier, in einer Ecke des Büros döst sein Hund Willi in einem Körbchen.

Stephan ist froh, dass es ihn nicht erwischt hat wie den Soldaten ein Zimmer weiter. Der war zuvor in ein Pflegeheim nach Sachsen abkommandiert, wo er in Sicherheitsmontur Türen und Handläufe desinfizieren musste.

Stephan war in Litauen stationiert und hat einen Kurs zum Kampfmittelerkunder abgelegt. Als er im Gesundheitsamt erfuhr, dass eine Frau gestorben ist, deren Fall er bearbeitet hatte, »war das ein komisches Gefühl«, sagt er.

Kurz vor Feierabend hockt Christian Stiehler im Gemeinschaftsraum. Die Tür geht auf, eine Frau tritt ein und stellt einen Karton auf den Tisch, drei Kilogramm Nugattütchen. Die Frau gehört zur Kreistagsfraktion der CDU, sagt: »Für Sie und Ihre Mitarbeiter. Es ist toll, was Sie machen – in Zeiten, in denen alle meckern.«

Nervennahrung, die sie am nächsten Tag gut gebrauchen können.



11. März

Inzidenzwert: 97,9. Neue Fälle: 20. Im Krankenhaus: 49, davon 5 auf der Intensivstation. Gemeldete Tote: 2

»Wollen Sie mal eine dritte Welle sehen?«, fragt Stiehler. Auf seinem Bildschirm ist die Coronakurve des Landkreises Greiz zu sehen, sie steigt steil an. Ein Labor hat unter 70 positiven Tests 64-mal die britische und 4-mal die südafrikanische Variante gefunden. Der Kreis liegt im Einzugsgebiet von Saalfeld, 45 Kilometer entfernt. Ist es ein Blick in die Zukunft?

An diesem Morgen hat Stiehlers Testtruppe um acht Uhr drei Kitakohorten abgestrichen, weil bei einem Kind die britische Mutante nachgewiesen worden war. Von 51 Kindern ließen sich nur 20 testen, die Eltern der übrigen Kinder verweigerten ihr Einverständnis.

Später wird die Leitung des Kindergartens eine E-Mail erhalten, in der steht: »Was macht Ihr mit unseren Kindern? Wie könnt Ihr solche Aktionen, befehligt von unserer faschistischen Okkupationsverwaltung, zulassen? Begreift es doch endlich, wir haben KEINE PANDEMIE.«

Und im Gesundheitsamt kursiert schon bald die WhatsApp-Sprachnachricht einer Frau, die Stiehlers Kolleginnen »Wichser« nennt, denen man »komplett ins Gehirn geschissen« habe.

Bei den Tests wird herauskommen, dass sieben Kinder mit B.1.1.17 infiziert sind.

Stiehler hat häufiger mit Gegnern der Coronaregeln zu tun. Die »Montagsspaziergänger« treffen sich auf dem Marktplatz; oft ohne Maske, ohne Abstand. Ein Hausarzt in Saalfeld gilt als Coronaleugner. Im November löste Stiehler mit der Polizei eine Versammlung von Querdenkern und Reichsbürgern auf, dabei war der selbst ernannte König von Deutschland. Seitdem ist es ein Running Gag im Gesundheitsamt, dass sie den Hobbymonarchen aus der Stadt gejagt hätten.



Ohne Ärger geht es in der Abstrichstelle auf dem Krankenhausgelände in Saalfeld zu. Dort führt Zahnärztin Kerstin Eisenberg nun mit einer Helferin 20 PCR-Tests durch: in einem weißen Container des Technischen Hilfswerks.

Eisenberg steht am Gitterfenster, ihr Schutzanzug ist viel zu groß. Damit sie nicht stolpert, hat sie die Hosenbeine gerafft und die Falte mit Tape festgeklebt. Sie sagt, sie mache die Tests nicht gern, es bestehe immer ein gewisses Risiko, aber sie habe keine Wahl.

Zu Beginn hat sie sich noch selbst regelmäßig testen lassen, inzwischen nicht mehr. Generell findet sie andere Maßnahmen wichtiger, um sich vor dem Virus zu schützen. Sie sagt: »Es wäre effektiver, würden die Leute ihre Maske ordentlich tragen, sich regelmäßig die Hände waschen und die Quarantäne vernünftig einhalten.« Sie habe seit einem Jahr keinen Kontakt zu irgendwem, sagt Eisenberg. Sie arbeite und sei sonst mit ihrer Familie allein zu Hause.

Es kommen junge und ältere Männer, eine Mutter mit Kind. Nach einer Viertelstunde sind alle Abstriche fertig. Die Frauen bringen die Proben ins Labor, dann fahren sie zurück ins Gesundheitsamt.

Dort sitzen kurz darauf Stiehler und sechs Mitarbeiter beim Mittagessen; Tupperdosen mit Salat und Lachslasagne, Butterbrote. Donnerstags bringt immer einer Kuchen mit, den sie um 16 Uhr anschneiden. Stiehler erzählt, er habe gestern dem Helmholtz-Zentrum gemailt wegen Sormas. »Heute kam ein Haufen Käse zurück.«

Gabriele Stuth sagt, sie habe gestern Abend auf Sky einen Pandemiethriller gesehen.

In dem Augenblick geht der Entwurf einer Pressemitteilung per Mail ein: Der Landrat wünscht eine sofortige Öffnung der Schulen auch ab Klasse sieben. Dafür müsste die Inzidenz eigentlich sieben Tage lang unter 100 bleiben. Doch so tief liegt der Wert erst seit diesem Tag.

»Ich hab's vermutet«, sagt jemand.

»Warum schreibt er das?«, fragt eine Kollegin.



»So wie es aussieht, liegen wir morgen eh wieder über 100«, sagt Stiehler.

Wissenschaft und Politik passen in der Pandemie nicht immer zusammen.

Kaum haben sich alle beruhigt, meldet sich das Labor: Der PCR-Test des Kollegen Klinger ist positiv, drei Monate nach seiner ersten Coronaerkrankung wieder eine Infektion.

Stiehler läuft umher, überlegt, wer in den vergangenen Tagen bei Klinger im Büro, wer neben ihm am Mittagstisch saß. Die Praktikantin muss in Quarantäne, zwei Mitarbeiter, Klinger sowieso.

Der steht mit versteinerner Miene auf dem Flur. Dann ruft er das Gesundheitsamt in Jena an, weil er dort wohnt, und meldet sich positiv.

Das Kuchenessen fällt aus; Stiehler will, dass jeder aus dem Amt getestet wird. Deshalb sitzt auch er eine halbe Stunde später in Raum 123 auf einem mintgrünen Zahnarztstuhl. Er lässt sich abstreichen, obwohl er geimpft ist, um sich nicht in falscher Sicherheit zu wiegen.

Klinger darf nicht mehr mit dem Zug fahren, darum will Stiehler ihn mit dem Auto nach Hause bringen. Weil der Dienstwagen dabei den Kreis Saalfeld-Rudolstadt verlässt, muss Stiehler eine Dienstreise beantragen. Erst als die genehmigt ist, dürfen sie starten.

So ist Deutschland.